

Lieber Herr Bürgermeister Maier,
sehr geehrte Damen und Herren,

wir sind heute hier im Rathaus zusammengekommen, weil wir, wie es in der Einladung treffend heißt, ein „vergessenes Kapitel“ der Stuttgarter Stadtgeschichte wiederentdecken wollen. Dass einzelne Ereignisse und Begebenheiten aus der Vergangenheit vergessen werden, ist an und für sich nicht ungewöhnlich. Es ist vielmehr der Normalfall. Es liegt mir fern (und es wäre zudem völlig unangemessen!), zu Beginn meiner kleinen Betrachtung ein Loblied auf das Vergessen anzustimmen. Aber dass das Sich-nicht-mehr-Erinnern zur menschlichen Existenz dazu gehört, ist nicht von der Hand zu weisen. Unser Gedächtnis empfängt so viele Reize, unsere Erinnerungen sind so vielfältig und mannigfaltig, dass wir *nolens volens* gezwungen sind, sie zu ordnen, sie zu selektieren und Wichtiges von Unwichtigem zu trennen. Häufig geschieht dies mehr unbewusst als gezielt oder gesteuert. Und es steht außer Frage, dass das Vergessen auch und nicht zuletzt entlastend und befreiend wirken kann. Das gilt für den einzelnen Menschen ebenso wie für soziale Gruppen und Gemeinschaften, und so auch für die Stadtgesellschaft. Nicht jedes Vergessen ist – moralisch gesprochen – ein Verdrängen. Die entscheidende Frage in diesem Zusammenhang lautet denn auch weniger, ob das Vergessen grundsätzlich statthaft ist, sondern wer genau darüber entscheidet, welche Erinnerungen wichtig und welche unwichtig sind, ergo: vergessen werden dürfen, und ob diese Entscheidung angemessen legitimiert ist. Wenn man die Ausstellung, die ab heute hier zu sehen ist, aufmerksam betrachtet, kommt man unweigerlich ins Grübeln. Wie kann es sein, dass ausgerechnet ein Kapitel, das zur Vorgeschichte des Hospitalhofs gehört, so lange unbekannt geblieben ist, so effektiv vergessen, so erfolgreich beschwiegen werden konnte – obwohl es doch genug Menschen gab, die wussten, ja, die am eigenen Leibe erlebt hatten, was sich in der Büchschmiedere während der NS-Zeit (aber nicht

nur zwischen 1933 und 1945, sondern auch zuvor und danach) ereignet hatte, sei es aus der Perspektive der Opfer, der Täter oder der stillen Beobachter?

Diese Frage stellt sich umso dringlicher, als der Hospitalhof einer der zentralen Orte der Stuttgarter Stadtgesellschaft ist. Heute ist er ein Ort der Begegnung, des interkulturellen Dialogs, der gelebten Toleranz und des Austauschs auf Augenhöhe – was wären wir ohne ihn?! Seine Wurzeln liegen in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, als man die Entscheidung traf, unmittelbar neben der Hospitalkirche das große Zentralgemeindehaus für die evangelische Gesamtgemeinde in Stuttgart zu errichten. Aber die Wurzeln des Hospitalhofs reichen weiter, viel weiter zurück. Sie gehen zurück bis auf die Gründung des Dominikanerklosters im späten 15. Jahrhundert, aus dem nach den Wechselfällen der württembergischen Reformation schließlich das Bürger-Hospital entstand, das – namensstiftend bis heute – bis 1894 hier untergebracht war.

Erzählt man die Geschichte in dieser Art und Weise (und es ist ohne Zweifel zulässig, dies so zu tun!), so erscheint der Hospitalhof von jeher als ein Ort der Zuwendung, der Nächstenliebe, des kirchlichen Lebens in Verantwortung vor und in der Gesellschaft – und man könnte vermuten, dass sich der neue Hospitalhof nur zu gern in diese, genauer gesagt: *nur* in diese Tradition stellen würde. Eben dies tut er jedoch nicht – jedenfalls nicht ausschließlich, und genau dies macht die Ausstellung, die nun zum zweiten Mal zu sehen ist, ungeschminkt anschaulich. Was man daran ablesen kann, ist eine ebenso schlichte wie wichtige Erkenntnis: Traditionen sind nicht von sich aus vorhanden. Sie werden gemacht, und es sind die Menschen, die sie machen. Diese Konstruktionsarbeit geht nicht selten mit Ausblendungen einher. Selbstverständlich stellt man sich in *die* Traditionen, die den eigenen Anspruch, die das eigene Selbstverständnis in der Gegenwart am besten zu beglaubigen imstande sind. Eine Vergangenheit, die sich dieser Logik widersetzt, wird vergessen, wenn nicht gar negiert. Das muss – ich habe es eingangs gesagt – nicht immer bewusst geschehen; ein solches Vergessen muss

nicht unbedingt intentional gesteuert sein. Ein solches Vergessen wird aber dann zu einer Belastung, wenn Menschen, denen Unrecht geschehen ist, unsichtbar bleiben, wenn ihre Geschichten nicht erzählt werden, weil niemand sie hören will, wenn wir nicht den Finger in die Wunde legen. Denn dann werden wir selbst zu nachträglichen Komplizen des Unrechts.

Der Hospitalhof war zwischen 1895 und 1945 Dienstsitz der Stuttgarter Polizei und des dazugehörenden Polizeigefängnisses. In der NS-Diktatur war er ein Ort der Kontrolle, der Ausgrenzung und des Unrechts. Peter Poguntke hat in in seiner gründlichen Studie über die Geschichte des Hospitalhofs, an der auch Monika Renninger und Andreas Keller beteiligt sind, gezeigt, dass es im Nationalsozialismus eben nicht nur die Gestapo, die Geheime Staatspolizei, sondern in einer Vielzahl von Fällen die Kriminalpolizei war, die an der systematischen Diskriminierung und Verfolgung von Sinti und Roma, von Homosexuellen, von Juden und anderen Gruppen beteiligt war. In den beengten Arrestzellen, die in den Räumlichkeiten des ehemaligen Bürger-Hospitals eingerichtet waren, wurden unzählige Menschen inhaftiert, gedemütigt und gequält, bevor sie in Konzentrations- und Vernichtungslager deportiert wurden. Der Hospitalhof war *auch* ein Ort der totalen Ausgrenzung, an dem auf unmenschliche Art *das* ausgehandelt und sichtbar wurde, was die NS-Gesellschaft als „richtig“ oder „falsch“, als „normal“ oder „anomal“ betrachtete – ausgehandelt unter den griffigen (uns noch heute schrill in den Ohren klingenden!) Parolen von „Recht und Ordnung“ und exekutiert in einem scheinbar intakten System von gesetzlichen Grundlagen und Verwaltungsakten. Mit der Publikation von Peter Poguntke und ebenso mit der Ausstellung stellt sich der Hospitalhof der Verantwortung, die ihm als Ort der Zuwendung, der Fürsorge und Nähe eingeschrieben ist; er lässt sie sichtbar werden und macht den Hospitalhof damit, um einen Begriff zu verwenden, der in der Geschichtswissenschaft zuhause ist, zu einem Erinnerungsort.

Genau darüber möchte ich mit Ihnen zusammen nachdenken: über die Bedeutung von speziellen Orten für die Erinnerung und über die Bedeutung dieser Erinnerung für uns heute – auch und gerade angesichts der vielen Herausforderungen, denen sich die Erinnerungskultur aktuell gegenüberstellt. Auch davon soll hier die Rede sein. – Über das Vergessen habe ich bereits zu Beginn etwas gesagt. Dass aber das Bedürfnis, sich zu erinnern, eine anthropologische Konstante ist, ein Grundbedürfnis des Menschen, ist evident. Meine Identität, die Auskunft auf die Fragen gibt, wer ich bin und was ich bin, ist ohne eine Vorstellung von dem, was ich erlebt habe, unvollständig. Kontinuität und Kohärenz – zwei zentrale Kennzeichen von Identität – setzen die Fähigkeit, sich zu erinnern, konstitutiv voraus. Welche Folgen es hat, wenn man beispielsweise aufgrund von neurologischen Erkrankungen nicht mehr in der Lage ist, in Kontakt zu den eigenen Erinnerungen zu treten, lässt sich anhand von Fallstudien zu Alzheimer-Patienten erkennen: Amnesie verändert, bedroht und verletzt die Persönlichkeit im Kern. Und was für den Einzelnen gilt, lässt sich ebenso für soziale Gruppen beobachten. Auch kollektive Identitäten sind durch ein Mindestmaß an geteilter Erinnerung bestimmt: Wir sind das, was wir geworden sind. In unseren Erinnerungen erkennen wir, wer wir sind, was wir sind, was wir werden wollen und worin wir uns von anderen unterscheiden. Das gilt auch für die Stadtgesellschaft. Das gilt auch für uns.

Der erste Wissenschaftler, der über diese Fragen gründlich nachgedacht hat, war Maurice Halbwachs, übrigens kein Historiker, sondern ein Soziologe, also jemand, der sich mit der Struktur und Verfassung von Gesellschaften gut auskannte. Maurice Halbwachs war es, der zu Beginn des 20. Jahrhunderts den damals geradezu revolutionären Gedanken entwickelte, dass es so etwas wie ein kollektives Gedächtnis gibt und dass dieses Gedächtnis nicht neurologisch, also naturwissenschaftlich, sondern sozial und kulturell bestimmt ist. Es ist der einzelne, der sich erinnert, aber er bleibt mit dieser Erinnerung nicht allein. Sie ist

eingepasst in einen bestimmten Kontext, und dieser Kontext ist gesellschaftlich geprägt – es wird *das* erinnert, was zu den kollektiv geteilten Deutungsmustern passt, seien es nun die Deutungsmuster einer bestimmten Familie, einer politischen Partei oder einer Glaubensgemeinschaft. Vergangene Ereignisse verwandeln sich nicht ohne weiteres in Erinnerungen; sie werden dazu gemacht durch das kollektive Bedürfnis nach Sinnstiftung. Und genau dieses Bedürfnis ist es, das die Ausstellung mit jeder Tafel, mit jedem Objekt zum Ausdruck bringt.

Was die Ausstellung so besonders macht, ist die Tatsache, dass wir uns bei diesem Akt der Sinnstiftung gewissermaßen selbst beobachten können. Aufgrund der bahnbrechenden Forschungen von Jan und Aleida Assmann haben wir uns seit den 1990er-Jahren daran gewöhnt, das kollektive Gedächtnis weiter zu differenzieren, und zwar in das kommunikative Gedächtnis einerseits und das kulturelle Gedächtnis andererseits. Das Verhältnis zwischen diesen beiden unterschiedlichen Formen des Gedächtnisses ist ein temporales. Ereignisse, die für kollektive Identitäten potentiell relevant sind, werden zunächst Teil des *kommunikativen* Gedächtnisses. Dieses Gedächtnis ist offen, es ist plural, noch nicht festgefügt und möglicherweise umkämpft. Im Falle der Stuttgarter Polizei und des Polizeigefängnisses besteht es aus den vielen verschiedenen Erinnerungen von Opfern und Tätern, von Zeitzeugen und *bystanders*. Ihre Erinnerungen setzen bereits in der NS-Zeit ein, sie werden teils erzählt und weitergegeben, teils beschwiegen und unterdrückt. Und sie sind noch nicht durch ein gemeinsam geteiltes und reflektiertes Gedenk-Narrativ zusammengehalten. Dies geschieht erst in dem Moment, in dem das kommunikative Gedächtnis zu einem kulturellen Gedächtnis verdichtet wird, das ungleich stärker institutionalisiert und strukturiert ist (beispielsweise durch Ausstellungseröffnungen und Festreden) und – folgt man Jan Assmann – etwa zwei bis drei Generationen nach den erinnerungstiftenden Ereignissen begründet wird.

Und exakt an diesem Moment befinden wir uns jetzt. Die flüchtigen Erinnerungen, die das kommunikative Gedächtnis gebildet haben, sind gesammelt worden, sie sind (mit vielen schmerzlichen Lücken in der Überlieferung) geordnet, kontextualisiert und gedeutet worden – und wir dürfen uns nun mit ihnen in Gestalt dieser Ausstellung auseinandersetzen. Eine solche Präsentation, eine historische Ausstellung, gehört zu den zentralen Bausteinen jenes Umgangs mit Vergangenheit, den man in der Geschichtswissenschaft „public history“ nennt. „Public history“ – dieser Begriff aus der angelsächsischen Erinnerungs- und Geschichtskultur wirkt in der wörtlichen Übersetzung reichlich unbeholfen: „öffentliche Geschichte“, was soll das sein? Gemeint ist die gezielte Verbreitung wissenschaftlich gewonnener, mithin zuverlässiger Erkenntnisse für das große Publikum, für eine zunehmend heterogene Öffentlichkeit mit immer geringeren historischen Vorkenntnissen. Und dieser Prozess der Popularisierung wissenschaftlich belastbarer Einsichten ist, wenn er so verantwortungsvoll gesteuert wird, wie dies hier der Fall ist, in einer Zeit, die auch und gerade auf dem Feld der Geschichtsdeutungen von Halbwahrheiten, fake-news und bilderselig-unterkomplexen Instagram-Reels bestimmt wird, gar nicht zu unterschätzen.

Gewiss ist die Vorstellung, der Mensch könne aus der Geschichte lernen und aus der erfahrungsgeleiteten Vermeidung alter Fehler die Welt zu einem besseren Ort machen, eine fromme Idee. Denn es ist ja nicht nur deshalb schwierig, „aus der Geschichte zu lernen“, weil sich historische Konstellationen nie identisch wiederholen und weil jede Gegenwart eine offene Zukunft besitzt, die – eingedenk der unvorhersehbaren Wechselfälle des menschlichen Lebens – nicht voraussagbar ist. Aber darum geht es hier auch nicht. Was die Ausstellung zur Geschichte des Hospitalhofs leistet, ist der Versuch, die Besucher und Betrachter für vergangenes Unrecht zu sensibilisieren, sie in der Vorstellung vom überzeitlich geltenden Wert und der Würde des Menschen zu bestärken und auf diese Weise eine historisch informierte Haltung zu fördern, die uns dazu befähigt, heute und

morgen und vielleicht auch übermorgen Vorstellungen und Praktiken, mit deren Hilfe Menschen im Großen wie im Kleinen abgewertet, eingeschüchtert und diskriminiert werden, kritisch und beherzt zu begegnen.

Anders formuliert: Diese Ausstellung stellt Vergangenheit und Gegenwart insofern in einen Zusammenhang, als sie die Erinnerung an die Büchenschmiede für jedermann sichtbar zu einem wesentlichen Teil des kulturellen Gedächtnisses der Stadt Stuttgart formt. So macht die Ausstellung aus dem Hospitalhof etwas, was er vielleicht immer schon – freilich in anderer Brechung – war: ein Erinnerungs-ort. Das Konzept des Erinnerungsortes, das aus der französischen Geschichtswissenschaft stammt (*lieux de mémoire*), spielt innerhalb der Erinnerungskultur zu Recht eine prominente Rolle. Denn die Idee, dass es Orte sind – Orte in einem topografischen Sinne wie auch in einem symbolischen –, die Erinnerungen zu bündeln vermögen, sie mit Sinn versehen und sozialen Gruppen auf diese Weise Orientierung ermöglichen, erschließt sich gleichsam von selbst. Sie ist durch die Lebenserfahrung gedeckt. Erinnerung, zumal wenn sie mit einem bestimmten Ort verbunden ist, hilft, die Gegenwart wahrzunehmen, sie verleiht ihr Bedeutung und ordnet sie zwischen Vergangenheit und Zukunft ein. Oder in den Worten Marcel Prousts: „Erst im Gedächtnis formt sich die Wirklichkeit.“

Wenn wir Erinnerungsorte als „Kristallisationspunkte kollektiver Erinnerung“ (Pierre Nora) betrachten, so wird zugleich deutlich, dass sie – wie das kulturelle Gedächtnis selbst – nicht vom Himmel fallen, sondern von Menschen gemacht sind. Sie sind Konstrukte (was negativer klingt, als es gemeint ist), und wenn es uns gelingt zu verstehen, weshalb und in welcher Weise wir einen Erinnerungsort konstruieren, dann erfahren wir zugleich etwas über uns selbst – über unsere Vorstellungen von dem, was erinnerungswürdig ist, was das überhaupt ist: würdiges Erinnern und warum Vergessen manchmal eben doch Verdrängen ist. All dies ist heute vielleicht drängender als vor zehn, zwanzig Jahren. Denn wenn es nicht mehr selbstverständlich ist, dass alle relevanten politischen und

gesellschaftlichen Kräfte bestimmte Grundregeln des demokratischen Miteinanders teilen, ist die Frage, wer an welchem Platz und mit welcher Intention die Fähigkeit entfaltet, Erinnerung zu gestalten und die Vergangenheit für die Gegenwart zu deuten, keineswegs nebensächlich. Dass die Geschichte der Büchsen-
schmiere von so vielen unterschiedlichen Akteuren der Stadtgesellschaft wiederentdeckt worden ist und nicht zuletzt in Gestalt dieser Ausstellung zu einem Erinnerungsort wird, ist insofern ein deutliches Zeichen – ein Plädoyer für Rechtsstaatlichkeit und liberale Demokratie, gerade in der Auseinandersetzung mit dem Unrecht, das lange Zeit verschwiegen, vergessen, verdrängt gewesen ist.

Was die Recherchen für die Ausstellung, die hier präsentiert wird, auf beklemmende Weise zeigen, ist dreierlei. *Zum einen* wird deutlich, wie viele Menschen im Hospitalhof, der eben nicht nur ein Raum der Nächstenliebe, sondern auch ein Schreckensort war, gelitten haben – aufgrund ihrer politischen Haltung, ihres sexuellen Selbstverständnisses, aufgrund ihrer ethischen Zugehörigkeit, aufgrund dessen, was die Nazis als „Rasse“ verstanden. Oder auch nur, weil man als Jugendlicher verbotene Flugblätter aufgesammelt und sie nicht bei der Polizei abgeliefert hatte. Die Vielzahl der Fälle, die sehr unterschiedlichen Verfolgungsschicksale machen den Hospitalhof im Übrigen zu einem gerade heute ungemein wichtigen Erinnerungsort. Ich habe zu Beginn meiner Überlegungen angedeutet, dass ich auch zu den Herausforderungen, denen sich die Erinnerungskultur aktuell gegenüber sieht, etwas sagen möchte. Das betrifft beispielsweise die Verteidigung von Grundprinzipien der pluralistischen Gesellschaft und der liberalen Demokratie, von der gerade die Rede war. Das betrifft den Tod, das Verschwinden von Zeitzeugen, die die wissenschaftliche Erforschung der Vergangenheit auf der Basis von Archivmaterial, wie sie dieser Ausstellung als Grundlage dient, umso wertvoller macht. Und dies betrifft nicht zuletzt auch die Berücksichtigung verschiedener Opfergruppen, also die Frage, wie inklusiv eigentlich die gegenwärtigen Gedenkpraktiken sind. Hier trifft die Ausstellung einen Nerv der aktuellen

Debatte. Denn sie ist inklusiv, soweit dies mit Blick auf die Archivüberlieferung überhaupt möglich ist, und sie lässt unterschiedliche Opfergruppen sichtbar werden, ohne Gedenkkonkurrenzen zu befördern.

Zum anderen zeigen die Recherchen, dass die Geschichte der Diskriminierung und Verfolgung im „Dritten Reich“ (wie bereits angedeutet) eine Vorgeschichte hat – und eine Nachgeschichte. Was ich damit meine, lässt sich am Beispiel der Sinti und Roma skizzieren (und es gilt in ähnlicher Weise für andere Opfergruppen). Zwar waren Entrechtung und physische Vernichtung während des Nationalsozialismus ohne Beispiel. Vorbehalte, Vorurteile, Ungleichbehandlung und ungerechtfertigte polizeiliche Ermittlungen gab es jedoch schon lange zuvor – im Jahr 1903 wurde in Württemberg (nach dem Beispiel Preußens) eine „Anordnung zur Bekämpfung des Zigeunerunwesens“ erlassen. Sinti und Roma wurden als vermeintlich kriminell veranlagte Personen stigmatisiert, während des Ersten Weltkriegs als „Drückeberger“ denunziert und in den 1920er-Jahren vom Oberamt Stuttgart für das sogenannte „Zigeunerunwesen“ rund um den Cannstatter Pferdemarkt verantwortlich gemacht. Der Versuch, bereits vor 1933 eine ideale Volksgemeinschaft zu schaffen, die nach dem Prinzip „Inklusion durch Exklusion“ unliebsame Menschen („die Anderen“!) auszuschließen trachtete, gehört unabweislich zur Vorgeschichte der NS-Verbrechen.

Nicht minder verstörend ist allerdings die Nachgeschichte. Denn der Zusammenbruch der NS-Diktatur bedeutete nicht unbedingt einen Wandel im Denken. Vorurteile überdauern Systemwechsel in perfider Art und Weise. So wurde aus der „Reichszentrale zur Bekämpfung des Zigeunerwesens“ in der Bundesrepublik bald die „Landfahrerstelle im bayerischen Landeskriminalamt“, bis sie 1970 als grundgesetzwidrig aufgelöst wurde. Ähnliche Kontinuitäten prägen in dieser Hinsicht den Hospitalhof. So stieß eine Stuttgarter Sinteza, als sie im Juni 1945 bei der Kriminalpolizei vorstellig wurde, auf genau *den* Sachbearbeiter, der zwischen 1940 bis 1945 als Fachmann für Zigeunerfragen zuständig gewesen war und die

schwängere Frau nun dazu aufforderte, sie solle ihr Kind abtreiben und sich sterilisieren lassen. Juni 1945!

Ein Merkmal für die Unfähigkeit eines Historikers ist seine Anfälligkeit für Überraschungen, so hat Timothy Garton Ash einmal bemerkt. Das heißt nun nicht, dass der Geschichtswissenschaft nichts Menschliches fremd sei und nachts alle Katzen grau sind. Aber es bedeutet doch wohl, dass es klug ist, stets damit zu rechnen, dass Vorurteile wie beispielsweise rassistische Einstellungen, viel, viel langlebiger sind, als man es sich wünschen würde. Dass kann uns darin bestärken, nichts für selbstverständlich zu halten – weder unsere demokratische Kultur noch die Würde des Menschen und den Schutz von Minderheiten, der daraus folgt. Erinnerungsorte sind, so betrachtet, nicht schöne Folklore, die man sich leisten kann oder nicht. Es sind brisante Plätze, die zum Handeln aufrufen. Erinnerung genügt sich nicht selbst. Sie hat einen appellativen Charakter. So fordert uns der Erinnerungsort Hospitalhof zum Handeln auf – zum Eintreten für das, was wir die freiheitlich-demokratische Grundordnung nennen, und zwar nicht mit großen Worten und abstrakter Agenda, sondern ganz konkret dort, wo Menschen ungleich behandelt werden, weil sie als „anders“ wahrgenommen werden. Und noch etwas lässt sich schließlich aus den Recherchen für die Ausstellung lernen. Wir erschaffen heute einen neuen Erinnerungsort, indem wir die Aspekte der NS-Verbrechensgeschichte, die mit dem Hospitalhof verbunden sind und bislang nur wenigen bekannt waren, zu einem Kristallisationspunkt kollektiver Identität verdichten. Und wir tun dies in dem Wissen, dass wir *nicht alles wissen*. Die Akten der Polizei, die Auskunft über *das* hätten geben können, was im ehemaligen Bürger-Hospital zwischen 1895 und 1945 geschehen ist, sind bei einem verheerenden Luftangriff 1944 vernichtet worden. Zeitzeugen sind kaum mehr erreichbar. Die Toten reiten schnell. Uns allen ist bewusst, dass unsere Kenntnisse über Opfer und Täter, über die Bedingungen bei Verhören und im Arrest äußerst

begrenzt sind. Im Grunde genommen ist das jedoch der Normalfall. Es fehlt immer etwas. Und das ist bei Erinnerungen auch gar nicht anders möglich.

Was wir im Sinne des kulturellen Gedächtnisses überhaupt fassen können, ist deshalb stets nur die Spitze des Eisbergs. Die unterschiedlichen Formen der Aneignung und der Umdeutung, das individuelle und subjektive Gedächtnis, das lautlose und verhaltene Gedächtnis, das verschüttete und verdrängte Gedächtnis und vor allem der große Bereich des unbewussten Gedächtnisses – diese verborgenen Seiten des Gedächtnisses entziehen sich weitgehend unserem Zugriff. Auch sie jedoch haben hier ihren Platz. – Ich möchte an dieser Stelle auf einen möglichen Einwand zu sprechen kommen, den man gegenüber der Art und Weise, in der die Erinnerungen an die Büchenschmiere erzählt werden, nämlich in Gestalt einer wissenschaftlichen Publikation und eben dieser Ausstellung, recht billig formulieren könnte. Damit meine ich die Frage, wie sich Erinnerungskultur und digitaler Wandel zueinander verhalten – eine der aktuell größten Herausforderungen, denen die Akteure auf diesem Feld gegenüberstehen. Denn eingedenk der Tatsache, dass es beispielsweise einen Instagram-Account Sophie Scholl (ichbinsophiescholl; ein Projekt des SWR und des BR) gibt; dass man die brutal-alltäglichen Auswirkungen der Nürnberger Rassegesetze für jüdische Deutsche in Form eines Computerspiels kennenlernen kann; dass man in zahlreichen Gedenkstätten (etwa im ehemaligen KZ Dachau) auf Wunsch eine 3D-Brille erhält, mit der man eine „augmented reality“, also eine durch digitale Informationen angereicherte Wirklichkeit betrachten kann, so dass man etwa Häftlingsbaracken dort stehen sieht, wo eigentlich nur mehr eine grüne Wiese sichtbar ist – eingedenk all dieser Entwicklungen mag eine Ausstellung wie die, die wir heute eröffnen, ein wenig konventionell, ja altbacken erscheinen. – Sie ist es nicht. Und warum ist sie es nicht? Weil sie, anders als Tiktok-Schnipsel oder Spielerein virtueller Realität, für jeden, der bereit ist, sich auf diese Art der Präsentation einzulassen, historische Zusammenhänge sichtbar machen kann, weil sie dafür

eintritt, dass Gedenken und Erinnerung einen langen Atem brauchen, der über die heute vielfach anzutreffende Instagram-Aufmerksamkeitsspanne von drei bis acht Sekunden hinausgeht, weil sie – inmitten des lauten Stimmengewirrs aus Desinformation, Halbwahrheiten und Lügen – sich bewusst für den sachlichen, ruhigen Ton der Vermittlung entscheidet, der souverän ist, weil er auf historischer Erkenntnis beruht. Gerade in einem Moment, in dem sich unser aller Leben und damit auch die Erinnerungskultur immer stärker digitalisiert, bleibt eine Ausstellung wie diese wichtig – als wissenschaftliches Fundament und als Korrektiv zugleich. Sie ist glaubwürdig, weil sie um die Grenzen der eigenen Erkenntnis weiß.

Hier im Rathaus wird ab heute der Hospitalhof als Erinnerungsort erfahrbar. Aber ist er nicht statisch, nicht museal, nicht ein für alle Mal eingerichtet. Indem wir zu den Erinnerungsstufen des Dominikanerklosters, des Bürger-Hospitals und des Gemeindehauses eine weitere Stufe – die Erinnerung an Polizei und Polizeigefängnis – hinzufügen, unterstreichen wir, dass auch dieser Erinnerungsort dynamisch und flexibel ist und es bleiben wird – offen für Erinnerungen, die wir möglicherweise noch nicht kennen, und in einem symbolischen Sinne auch offen für Erinnerungen, die unerzählt bleiben.

„Als Deutsche“ so hat es Aleida Assmann mit Blick auf das Gedenken an die NS-Verbrechen einmal pointiert formuliert, „haben wir nicht die Wahl, diese Erinnerung auszuschlagen, und müssen uns doch frei für sie entscheiden.“ – Diese freie Entscheidung hat der Hospitalhof zusammen mit dem Verein Zeichen der Erinnerung in beeindruckender Weise getroffen. Der Erinnerungsort, der auf diese Weise neu entstanden ist, kann Unrecht nicht ungeschehen machen. Aber er bietet dem Gedenken einen würdigen Raum – und er appelliert an uns heute. Lassen Sie uns diesen Ruf, der ein Ruf des Gewissens ist, mit offenen Ohren hören.

Carsten Kretschmann